

Peter Bichsel

Gross über den Tod hinaus

Kaum waren am Mittwoch zwei Todesanzeigen für den am 15. März verstorbenen Schriftsteller Peter Bichsel erschienen, wurden sie auf den sozialen Medien, auf X und Facebook, zitiert. Da wie dort entstanden lebendige Diskussionen. Dabei sagt mir ein jüngerer Freund jedes Mal, wenn ich ihn wieder einmal auf eine besonders liebevolle oder auch verrückte Todesanzeige hinweise: «Wer Todesanzeigen liest, ist alt.»

Ich sagte ihm auch schon, dass es die vernünftigste – oder sagen wir die schönste – Seite der Zeitung sei, solange sie einen nicht selbst betreffe, falls dort der Name eines Familienmitgliedes oder eines Freundes zu lesen sei. Aber auch dann ist diese Anzeige wichtig, vielleicht gar Trost spendend. Danach gilt es dann schon, an der gefühlten Ewigkeit zu arbeiten und sich Gedanken über die Inschrift des kalten Grabsteins zu machen.

Sehen wir mal ab von den schönen, aber zu Tode zitierten Sätzen aus dem «Kleinen Prinz» von Antoine de Saint-Exupéry, kann der Todesanzeigen-Leser vielerlei Entdeckungen und literarische Wiederbelegungen machen. Man erkennt die grösseren und kleineren, ja fast verborgenen Botschaften der Hinterbliebenen oder eben der Verstorbenen, wenn sie Zeit und Lust hatten, ihre Todesanzeige selbst zu gestalten. Es sind bisweilen auch Wünsche, wie man zeitlebens hätte sein wollen. Und sie können durchaus zu Diskussionen anregen. Manch einer wird zum Steilpass für die Predigt des Pfarrers bei der Trauerfeier.

«In der Todesanzeige kein Wort zu viel zu gebrauchen, ist oft der beste Weg, um ein letztes Mal Adieu zu sagen.»

Die Todesanzeige von Bichsels Familie wird kaum dafür dienen. Ihre Schlichtheit macht Eindruck, ist sie doch frei von einem Zitat eines grossen Denkers, eines anderen Schriftstellers oder gar von Bichsel selbst. Und doch war da dann ein wundersames Detail an jener Stelle zu erkennen, wo jeweils geschrieben steht, dass man doch bitte anstelle der Blumen im Sinne des Verstorbenen für diese oder jene Organisation einen Batzen hergeben solle. Da war der schöne Satz zu lesen: «Es ist jedem und jeder selbst überlassen, im Sinne von Peter jemandem etwas Gutes zu tun.» Wer Bichsels Bücher gelesen hat, ihn gar kannte, konnte hinter diesem zauberhaften Aufruf durchaus einen letzten Willen des Schriftstellers erkennen.

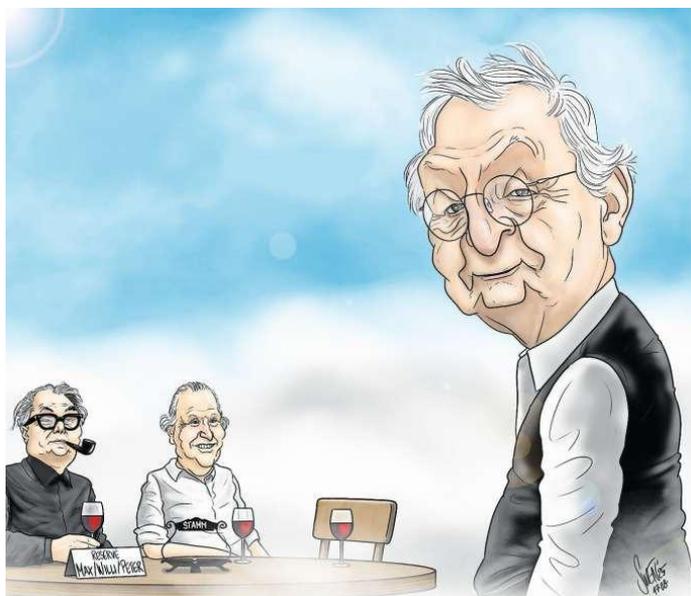
Kein Wort war da sonst zu viel, auf kein Buch, keinen Charakterzug oder keine grosse Tat

des Schriftstellers wurde verwiesen, wie es sonst üblich ist – wie es bei Wirtschaftsleuten, Politikerinnen oder Verwaltungsräten geradezu exzessiv betrieben wird: Todesanzeigen von Konzernen werden dann zu riesigen Werbeflächen, da wird dann fein säuberlich auf die vermeintlich grossen Werke und Taten hingewiesen. Bei Bichsel hingegen liegen sie in den Buchhandlungen, stehen sie zu Hause in den Regalen.

Diese Schlichtheit ist bei den Grössen aus der Kultur öfters anzutreffen, geht dann bisweilen weiter bis zum Grab. Jenes des Jahrhundertdirigenten Herbert von Karajan (1908–1989) etwa ist seit eh und je schlicht wie fast keines auf dem Friedhof in Anif, einem Vorort von Salzburg. Damals, als er gestorben war, gab es aufgrund der Todesanzeige von Ehefrau Eliette von Karajan in Salzburg allerdings einen Aufruhr, war doch in der Todesanzeige, die in Schweizer Zeitungen erschien, zu lesen, dass Karajan im Ausland gestorben sei. Österreich, jahrzehntelang Subventionsgeber von Karajans Musiklehrer, war empört. Bichsel lehrt uns: In der Todesanzeige kein Wort zu viel zu gebrauchen, ist oft der beste Weg, um ein letztes Mal Adieu zu sagen.



Christian Berzins
christian.berzins@chmedia.ch



«Die Schweiz

400 Millionen Franken will das Parlament bei Arzneimitteln zusätzlich sparen. Roche-Schweiz-Geschäftsführerin Katharina Gasser nimmt erstmals ausführlich dazu Stellung und warnt, die Politik gefährde den Zugang zu lebenswichtigen Medikamenten.

Interview: Anna Wanner

Der Blick vom 47. Stock des zweiten Roche-Turms reicht weit über den Rhein, den Flughafen bis nach Frankreich. Auf der anderen Seite sieht man über den Badischen Bahnhof bis nach Lörrach – und auf das Nachbarsdach. Dort verbaut ein kleiner Bagger einen Teil der 1,2 Milliarden Franken, welche Roche am Standort Basel seit 2023 unter anderem in die Produktion für synthetisch-chemische Moleküle investiert. Weitere 1,2 Milliarden Franken hat das Unternehmen in ein modernes Zentrum für Forschung und Entwicklung gesteckt. Mehrfach betonte die Konzernleitung, die hohen Investitionen seien ein klares Bekenntnis zum Standort Basel. Doch fühlt sich die Branche durch die Entscheide des Parlaments zunehmend bedrängt. Roche-Schweiz-Geschäftsführerin Katharina Gasser erklärt, wieso.

Das Schweizer Parlament schreibt gerade ins Gesetz, dass Pharmahersteller bei umsatzstarken Medikamenten einen Teil an die Prämienszahler zurückgeben müssen. Ist das ein Fehler?

Katharina Gasser: Ja. Wir lehnen solche Rabatte grundsätzlich ab. Für uns sind sie eine Strafsteuer gegen Innovation. Sie sind nun politische Realität. Doch wir müssen uns bewusst sein: So riskieren wir, dass der Zugang zu innovativen Medikamenten in der Schweiz erschwert wird.

Auch andere Länder haben Rabatte eingeführt und die Patienten werden dadurch nicht schlechter versorgt. Wieso sollen sie in der Schweiz Nachteile bringen?

Die Pharma-Hersteller bestimmen die Medikamentenpreise in der Schweiz nicht selbst. Diese werden vom Bundesamt für Gesundheit verfügt. Medikamente werden auch nicht immer teurer. Die Schweiz gibt 12 Prozent der Gesundheitskosten für Medikamente aus. Das hat sich in den letzten Jahren nicht verändert. Was zunimmt, ist die Menge der Gesundheitsleistungen insgesamt. Sie steigt wegen der Alterung der Gesellschaft, der Zuwanderung

und weil die Leute häufiger zum Arzt gehen. Auch der Landesindex der Konsumentenpreise des Bundesamtes für Statistik zeigt, dass Medikamentenpreise seit 2014 jährlich um 1,6 Prozent gesunken sind.

Laut dem Bundesamt für Gesundheit (BAG) sind die Kosten für die 30 umsatzstärksten Medikamente in den letzten zehn Jahren um mehr als 70 Prozent gestiegen. Das entspricht Mehrkosten von 1,1 Milliarden Franken. Können Sie nachvollziehen, dass die Politik dort ansetzt?

Wenn wir von Innovation bei Medikamenten sprechen, dann ist ihr Nutzen heute nicht vergleichbar mit dem von vor zehn, zwanzig Jahren. Wir haben heute ganz neue Möglichkeiten: Medikamente können Personen heilen, sie reduzieren die Spitaltage und sie helfen, schneller beruflich wieder einzusteigen und selbstständig zu leben. Die Sterblichkeit geht zurück. Darum handelt die Politik kurzfristig: Sie gefährdet den Zugang zu lebenswichtigen, innovativen Medikamenten.

Das BAG listet sechs Arzneimittel von Roche, die jährlich einen Umsatz von mehr als 25 Millionen Franken alleine in der Schweiz einspielen. Bei einem Rabatt von 20 Prozent des Umsatzes müsste Roche rund 57 Millionen Franken an die Krankenkassen zurückzahlen. Ist diese Rechnung so korrekt?

Es kommt ganz auf die Ausgestaltung an. Ein solch starres Raster, das definiert, was die Umsatzschwelle und was der Rabatt sein soll, wäre fahrlässig. Hier ist eine echte produktspezifische Betrachtung wichtig, im Sinne des Produktions- und der Forschungsstandorts Schweiz. Aber selbstverständlich würden die Rabatte alle Pharmaunternehmen treffen.

Sie verlangen einen Schutz der einheimischen Produktion?

Nein, wir wollen keine Industriepolitik. Aber wenn wir die weltweiten Pharma-Cluster anschauen, dann sehen wir, dass sie alle in ein funktionierendes Gesundheitswesen eingebettet sind,

Ärztin und Managerin

Katharina Gasser ist ausgebildete Ärztin mit Schwerpunkt in der Inneren Medizin und der Geriatrie. Sie leitete klinische Studien, die ihr Einblicke in die medizinische Forschung gewährten und den Kontakt zur pharmazeutischen und biotechnologischen Industrie herstellten. Seit September 2022 ist sie Geschäftsführerin von Roche Pharma Schweiz und leitet ein Team von 190 Personen. Vor ihrer Aufgabe bei Roche war sie vier Jahre lang Geschäftsführerin von Biogen Switzerland. Sie wohnt mit ihrer Familie in Neuheim ZG. Gasser ist zudem Präsidentin der Wirtschaftskammer Zug und Mitglied des Vorstands der Zürcher Handelskammer. (chm)

«Roche investiert alleine in der Schweiz täglich 15 Millionen Franken in Forschung und Entwicklung.»

ist auf dem Holzweg»



«Wir investieren unseren Umsatz in Forschung, in Innovation», sagt Geschäftsführerin Katharina Gasser.
Bild: Dlovan Shaferi

Innovation honorieren und von guten Rahmenbedingungen profitieren. Es ist hochrelevant, dass die Schweiz funktionierende Produktionsstätten hat – gerade in Zeiten, in denen Versorgungsengpässe zunehmen. Auch wenn Produktionsengpässe nicht unsere Medikamente treffen, ist dies ein Erfolg unseres weltweiten Produktionsnetzwerkes.

Roche schreibt Umsätze von jährlich 61 Milliarden Franken. Sind solche Mindereinnahmen nicht vernachlässigbar?
Mir fehlt bei den Kostenfolgemodellen die langfristige Perspektive. Diese Strafsteuer gefährdet die Innovation in der Zukunft, weil sie Investitionen erschwert. Hier sind wir in der Schweiz auf dem Holzweg. Das können wir nicht einfach hinnehmen. Dabei verlieren wir das eigentliche Ziel aus den Augen: Patienten zu heilen. Verglichen mit Deutschland stehen bereits heute in der Schweiz nur rund die Hälfte der innovativen Medikamente für Patienten auf der Spezialitätenliste zur Verfügung. Dies sollte uns als Gesellschaft sehr zu denken geben.

Die Gesetzesänderung kommt der Pharma-Industrie auch entgegen.

Neu sollen Medikamente ab «Tag Null» der Zulassung an Patienten abgegeben werden dürfen.
Ja, das freut mich für die vielen Patienten, die schwer krank sind und jetzt schnelleren Zugang haben.

Ist das nicht ein Ausgleich: Schneller Marktzugang, dafür soll die Pharma ein Stück vom Kuchen abgeben?
Gut möglich, dass Erfolg auch Begehrlichkeiten weckt. Wir investieren unseren Umsatz in Forschung, in Innovation. Der Patentschutz ermöglicht dies: Die Herstellerfirma kann die Investitionen wieder einspielen und neue, innovative Medikamente erforschen. Läufe der Patentschutz ab, wird das Generikum für alle zu niedrigeren Preisen verfügbar. Das bedeutet aber, dass die Jahre des Patentschutzes für die innovativen Hersteller unverzichtbar sind. Denn Forschung und Entwicklung sind sehr risikoreich: Die allerwenigsten Moleküle schaffen es bis zur Zulassung. Auch Roche musste in der Vergangenheit Rückschläge hinnehmen.

Gleichzeitig macht Roche Gewinne im zweistelligen Milliardenbereich... ja, aber was wird mit dem Geld gemacht? Roche investiert alleine in der

Schweiz täglich 15 Millionen Franken in Forschung und Entwicklung. Das sind 3,5 Milliarden Franken jedes Jahr – was dem gesamten Forschungsbudget der ETH Zürich und ETH Lausanne zusammen entspricht. Weltweit sind die Investitionen noch vier Mal höher. Dass die Schweiz von diesen Investitionen profitieren kann, ist fantastisch.

Trägt Roche auch eine Verantwortung gegenüber der Bevölkerung, die ja die Gesundheitskosten solidarisch finanziert?
Unsere Verantwortung ist es, die innovativen Medikamente möglichst schnell zu den Patienten zu bringen. Und wir bekennen uns ganz klar zum solidarisch finanzierten Gesundheitssystem.

Wie steht es um die soziale Verantwortung: dass das Gesundheitswesen finanzierbar bleibt?
Die Sorge der steigenden Kosten nehmen wir sehr ernst. Wir leisten auch einen grossen Beitrag. Die Pharma-Industrie steuert bereits jährlich zwei Milliarden zur Kostendämpfung bei: Alleine über die regelmässige Überprüfung der Preise spart das Gesundheitssystem jährlich 1,6 Milliarden Franken ein. Hinzu kommen die Förderung von

Generika und Biosimilars und weitere Preisabschläge bei neu zugelassenen Medikamenten. Nun müssen wir das Gesundheitswesen effizienter gestalten.

Wie?
Indem wir die ambulante Versorgung fördern, indem wir endlich digitalisieren und redundante Untersuchungen vermeiden. Qualitätiv sind so keine Einbussen zu erwarten.

Sie haben es angesprochen: Die Schweiz verfügt über Produktionsstätten für Medikamente. Wieso sind wir dennoch von Lieferengpässen betroffen?
Aufgrund des Kostendrucks wurde die Produktion von Generika grösstenteils ins Ausland verlegt. Was ich von Roche sagen kann: Wir stellen weiterhin ein sehr wichtiges Antibiotikum in der Schweiz her. Das Patent ist abgelaufen, Generika sind auf dem Markt. Wenn wir alleine die Produktionskosten anschauen würden, müssten wir die Herstellung aufgeben. Aber wir übernehmen hier Verantwortung. Auch in der Forschung gehören wir zu den wenigen, die in den Kampf gegen Antibiotikaresistenzen investieren, weil Antibiotika für die Gesundheit der Menschen immer wichtiger werden.

Andere Länder wollen die Herstellung von Arzneimitteln zurückholen, beispielsweise über Ausschreibungen. Muss die Schweiz nachziehen?
Als erstes sollten wir dafür sorgen, dass die Produktion, die hier ist, auch hier bleibt. Das ist einfacher, denn Nationalisierungsideen sind utopisch. Für die Herstellung von Medikamenten braucht es verschiedene Wirkstoffe und Produktionsschritte, die Lieferketten sind lang, komplex und global. Roche stellt einen grossen Teil der Medikamente in der Schweiz her. Darauf sind wir stolz. Denn es gibt auch negative Beispiele.

Welche?
Japan hatte eine erfolgreiche Pharma- und Biotech-Industrie. Aufgrund eines grossen Kostendrucks auf Medikamente hat das Land dann aber den Zugang zu vielen Innovationen verloren, Patienten müssen nun länger auf innovative Medikamente warten. Auch die Zahl der klinischen Studien nahm ab, es wurde weniger erforscht. Der japanische Pharma-Cluster hat deutlich an Bedeutung verloren. Das führte dazu, dass die japanische Regierung Massnahmen ergriff, um Innovation wieder zurück ins Land zu bringen. Dieses Szenario will ich in der Schweiz nicht erleben.

Was braucht es, um den Forschungsstandort zu sichern?
Wichtig ist, dass Innovation durch das Gesundheitssystem anerkannt wird. Um unseren Wohlstand, unsere Wertschöpfung weiterzuentwickeln, brauchen wir darüber hinaus stabile Verhältnisse zur EU. Wir brauchen hochspezialisierte Fachkräfte und wir brauchen die Forschungszusammenarbeit Horizon. Auch der Zugang zum EU-Binnenmarkt ist wichtig. Was mich überdies beschäftigt, ist der zögerliche Fortschritt bei der Digitalisierung des Gesundheitswesens. Da liegen wir weit abgeschlagen auf den hinteren Rängen mit Bulgarien und Rumänien.

Bundesrat und Parlament wollen vorwärts machen.
Ja, aber der Zeithorizont von Digisanté

für eine umfassende Digitalisierung des Gesundheitswesens ist zehn Jahre: Das ist eine verpasste Chance! Auch der administrative und langwierige regulatorische Aufwand für klinische Studien ist ein Nachteil: Vor zwanzig Jahren wurden noch doppelt so viele klinische Studien in der Schweiz gemacht. Dass das heute nicht mehr so ist, ist ein grosser Nachteil für Schweizer Patienten, Ärzte und die klinische Forschung.

Pharma-Hersteller unterstützen die Digitalisierung, weil sie die Daten wollen?
Anonymisierte Daten können eine Behandlung markant verbessern. Mit jedem Patienten, der eine bestimmte Therapie erhält, können wir neue Erkenntnisse gewinnen. Diese Forschung mithilfe von Daten findet in der Schweiz häufig schlicht nicht statt. Das bedauere ich ausserordentlich.

Die Bevölkerung bremst, weil sie die Daten nicht hergeben will.
Das sehe ich anders. Wir haben letztes Jahr bei Roche eine Sensibilisierungskampagne gemacht: «Teilen hilft heilen». Wir wollen zeigen, wie der Abgleich von Daten in erster Linie Patientinnen und Patienten helfen kann. Wir unterstützen zudem auch Projekte, beispielsweise an der Uni Zürich zur besseren Erkennung von Krebs. Der Wert der Daten ist da evident.

Können Sie das erklären?
Lungenkrebs ist nicht einfach Lungenkrebs. Jede Krebsform und damit jede genetische Analyse weist grosse Unterschiede auf. Durch den Zugang zu einer grossen Datenbank lässt sich die spezifische Krebsform abgleichen und dadurch erkennen, welches Medikament am besten anschlägt, welche Nebenwirkungen es haben kann. So lässt sich die Versorgung des Patienten deutlich verbessern. Als Krebspatientin würde ich mir genau diese Diagnose und Behandlung wünschen: Nicht mehr ein Medikament ausprobieren, sondern gezielt therapieren. Das muss die Zukunft sein.

Apropos Zukunft: Roche hat vor zwei Jahren die amerikanische Firma Carmot Therapeutics einverleibt. Für 2,7 Milliarden Dollar ist sie ins Geschäft der Fettweg-Tabletten eingestiegen. Muss sich das Unternehmen auch Modeströmungen anpassen, um weiter zu bestehen?
Roche hat im letzten September die «One-Pharma»-Strategie präsentiert und dabei fünf Therapiegebiete definiert, in denen wir forschen und entwickeln wollen: Onkologie, Neurologie, Augenheilkunde, Immunologie sowie Herz-Kreislauf-Krankheiten. Sie sprechen jetzt das fünfte Geschäftsfeld an: Adipositas ist eine schwerwiegende Erkrankung, von der die Hälfte der Weltbevölkerung bis 2035 betroffen sein wird. Die negativen Auswirkungen von Adipositas auf den Körper, auf Herz-Kreislauf, Nieren, Leber sind dramatisch. Diese will man vermeiden. Roche hat in der Forschung und Entwicklung ein Molekül in diesem Bereich und wir hoffen, dass wir bis 2030 Erfolge vorweisen können.

Springt Roche auch auf den Langlebigkeitstrend auf?
Ich sehe Langlebigkeit immer retrospektiv: Die Lebenserwartung ist in den letzten dreissig Jahren um zehn Jahre gestiegen – dank neuwertiger Therapien. Wir leisten schon lange einen echten Beitrag an die Langlebigkeit.